

fragt werden. Damit soll sichergestellt werden, daß der Widerspruch eines Verstorbenen strikt beachtet wird.

Die Identität von Spendern und Empfängern darf nicht preisgegeben werden. Eine Organentnahme von Lebenden ist dem Entwurf zufolge nur in Grenzen und unter besonderen Voraussetzungen zulässig. Die „Lebensspende“ soll nur als ultima ratio zulässig sein. Vor allem habe die Organspende vom Verstorbenen Vorrang, heißt es in der Begründung. Lebensspende soll nicht dazu führen, daß die Bemühungen, mehr postmortale Spenden zu gewinnen, vernachlässigt werden. Die Einwilligung zur Organentnahme bei lebenden Personen darf erst nach umfassender Aufklärung freiwillig erfolgen.

### „Zentrale Einrichtung“

Ein Novum: § 11 des Entwurfs sieht vor, daß eine zentrale Einrichtung für die Bundesrepublik geschaffen wird, der die Länder organisatorische Aufgaben im Zusammenhang mit der Transplantation übertragen. Die Länder sollen dazu eine Verwaltungsvereinbarung treffen. Bei der Zentralstelle sollen Erklärungen zur Einwilligung und zum Widerspruch registriert werden, außerdem solche Personen, bei denen eine Organübertragung indiziert ist. Die Zentralstelle soll bewirken, daß dort gemeldete Erklärungen vor einer Organentnahme abgefragt werden können.

Der Gesetzentwurf postuliert strenge Qualitätskontrollen der durchgeführten Transplantationen, um deren Ergebnisse zu optimieren. Transplantationszentren sollen zur Zusammenarbeit mit der zentralen Einrichtung verpflichtet werden. Die Zentralstelle wird verpflichtet, regelmäßig Jahresberichte zu veröffentlichen.

● Die Länder fordern den Bund auf, den angekündigten Gesetzentwurf zum Verbot des Organhandels unverzüglich vorzulegen. Detailfragen, etwa datenschutzrechtliche Fragen, sollen bei einer Sachverständigenanhörung Mitte Dezember 1992 erörtert werden. Dr. Harald Clade

## Zeitzeugen erzählen

# Die Charité – ein Spiegel der DDR

Die beiden folgenden Texte basieren auf Gesprächen der Berliner Medizinpublizistin Rosemarie Stein mit Charité-Angehörigen. 22 dieser autorisierten Erzählungen, ergänzt um ein (auf Recherchen in der Gauck-Behörde fußendes) Kapitel über die Stasi-Verstrickungen der Charité, erscheinen jetzt in Buchform („Die Charité 1945–1992. Ein Mythos von innen“, 272 Seiten, 28 DM. Argon Verlag, Berlin 1992).

Prof. Dr. med. habil. Kurt A. Groot-Wassink,  
Frauenklinik der Charité:

„Dieses Strammstehen,  
das hab' ich nie gewollt“

Die Partei hat meine berufliche Entwicklung stark behindert. Da bin ich zwar nicht der einzige, nur: in vielen Fällen läßt sich das zwar vermuten, aber nicht beweisen. Ich konnte mir aber nach der Wende meine Unterlagen beschaffen, und deshalb kann ich ganz klar nachweisen, wie ich behindert worden bin.

... Vom Sommer 1974 an war deutlich zu spüren, wie die Struktur der Klinik überarbeitet wurde, wie die neuen Genossen Assistenten lanciert und die alten beiseite gedrängt wurden. Ich war schon seit 1962 in der Hormonforschung tätig und hatte eine Abteilung für endokrinologische Gynäkologie aufgebaut, zu der eine Station zur Behandlung der Sterilität gehörte. Sowas gab's im ganzen Ostblock nicht. Und die sollte ich nun nicht mehr leiten, ich sollte dort nur noch mitarbeiten dürfen. „Du kannst nicht sozialistisch leiten“, hat mir der Chef gesagt. Wenn ich in die SED eingetreten wäre, hätte ich diese Schwierigkeiten nicht gehabt. Aber ich wollte nie in die Partei. Ich habe ja die Nazizeit noch erlebt, und ich habe beobachtet, daß die Entwicklung in der DDR dieser Zeit immer ähnlicher wurde. Dieses Strammstehen – das hab' ich nie gewollt. Es war für mich unmöglich, in

die Partei einzutreten, um damit beruflich etwas zu erreichen. So aber hatte ich nur Nachteile.

Das fing schon an mit der Verhinderung meiner Habilitation. Im Zeugnis zur Eröffnung des Habilitationsverfahrens vom 28. November 1966 war die fachliche Beurteilung durch den Klinikchef Kraatz sehr positiv. Nur meine „gesellschaftlich-politische Entwicklung“, so hieß es da, hätte „mehrfach der Kritik“ unterlegen. Und weiter: „Es wird die Aufgabe des Klinikkollektivs sein, ihm in seiner politisch-gesellschaftlichen Meinungsbildung zu helfen und ihn zu fördern.“ Dieser fachlichen Beurteilung beigefügt ist ein Blatt, datiert vom 30. November 1960 und unterzeichnet vom Vorsitzenden der Abteilungsgewerkschaftsleitung (AGL) und vom Parteisekretär der Frauenklinik. Und die urteilten vernichtend über mich. Natürlich erfuhr man davon nichts, ich habe das erst nach der Wende lesen können. Da stehen Sätze wie: „... beteiligt sich nicht am politischen Leben der Klinik. In Diskussionen in der Vergangenheit hat er bewiesen, daß er in vielen Fragen die Politik unserer Regierung nicht versteht“, oder „daß er seine gesellschaftliche Tätigkeit in guter wissenschaftlicher Arbeit sieht, aber nicht in einer parteilichen Stellungnahme zu der Politik unseres Staates und in der Mitarbeit an der politischen Erziehung der Mitarbeiter und Studenten...“

Am 31. Januar 1967 teilte mir der Dekan die Ablehnung der Habi-

litation mit. Aber das VEB-Arzneimittelwerk Dresden drängte auf die Publikation meiner Arbeitsergebnisse. Die brauchten sie, weil sie ein Hormonpräparat exportieren wollten. Da habe ich wütend eine Arbeit fürs Zentralblatt geschrieben, lieblos hingehauen, nur damit sie nicht verloren gehen.

Reisekader war ich natürlich auch nicht. Ich bin tatsächlich 28 Jahre lang nicht nach drüben gefahren... Ich konnte zwar nicht nach drüben, aber meine Freunde konnten mich besuchen, und so habe ich immer wieder mal etwas gehört, und das war schön, diese Kontakte zu halten. Im April 1990 hatte ich von westlichen Kollegen eine Einladung zu einem Kongreß in Hannover. Und ich bin also das erstmal wieder zu einem Kongreß im Westen gefahren, ich habe mich richtig gefreut. Ich hatte viele Titel in dem Programm überhaupt nicht verstanden, weil da die wissenschaftliche Forschungsspitze demonstriert wurde und weil es die Substanzen, die da erwähnt waren, bei uns überhaupt nicht gab.

Während der Fahrt hatte ich mich gefreut, wie schön die Fabriken alle aussehen, wie gut die Höfe aufgeräumt sind, wie anständig die Dächer aussehen und wie die Röhren blau angemalt sind, und denke, es wäre schön, wenn es so sauber bei uns auch werden würde. Und jetzt komme ich also mit meinem Köffer-

chen auf dem Bahnhof an, ich gehe runter von dem Bahnsteig... und will rausgehen auf den Bahnhofsvorplatz, und als ich um die Ecke gehe, habe ich gedacht, das ist doch hier kein Bahnhof, das ist ja eine Kaufhalle...

Da habe ich mich an die Filme erinnert gefühlt, die nach einem gewissen Klischee Resozialisierung darstellen. Wie fängt der Film an? Da kommt einer über den Hof mit einem Koffer, dann schließt jemand mit einem großen Schlüssel, dann tut sich ein großes Tor auf, und er geht raus aus dem Tor und steht auf der Straße. Die Autos fahren vorbei, und dann macht der hinter ihm das Tor wieder zu und ist nicht mehr zu sehen, und dann steht der Mensch, der zwanzig Jahre am Leben nicht teilgenommen hat, auf der Straße vor dem Gefängnistor – und nun soll er sich resozialisieren.

Man hat das Gefühl, man kommt aus einem Gefängnis, zwischendurch hat man mal Besuch bekommen, dann ist der Besuch wieder gegangen... und nun ist die Mauer weg, und da wir das nicht haben kennenlernen können, wie sich drüben alles weiterentwickelt hat, haben wir vielleicht auch Wunschträumen nachgelebt, wir kannten ja keine Realitäten außerhalb des real existierenden Sozialismus. Und nun sehen wir eben die Realität, die natürlich nicht den Wunschträumen entspricht.

Dr. med. Bert Flemming,  
Physiologisches Institut der Charité:

**„Ich habe bewusst  
nicht Karriere gemacht“**

Ich habe 1965 nach dem Vorpraktikum angefangen, hier zu studieren und an diesem Institut wissenschaftlich zu arbeiten, und ich habe mich sehr früh auf die Kreislauf-forschung spezialisiert. Das lag einfach an dem Mann, der nicht bloß mich allein, sondern auch andere dazu gebracht hat, Arnold Honig. Und es begann damals gerade eine Phase, während dieser Hochschulreform, in der Wert darauf gelegt wurde, daß die Studenten schon wissenschaftlich produktiv arbeiten, und da wurde ich immer so als Beispiel herumgereicht.

Ich wurde dann 1971 promoviert, und das Institut war daran interessiert, daß ich hier anfangen, ich auch, aber ich hatte während meines Studiums ab und zu mal Differenzen mit den ML-Leuten, den Marxismus-Leninismus-Dozenten, und die hatten festgelegt, daß ich niemals an der Universität anfangen dürfe, weil ich dafür nicht so passend wäre. Ich war also nicht geeignet, und das ist mir auch ganz klar gesagt worden. Aber der Institutsdirektor, Professor Rüdiger – er war ein SED-Genosse –, der war daran interessiert, daß ich hier anfangen. Der ersann einen Weg, den es in der Medizin gar nicht gab, und zwar bot er mir eine Promotion-A-Aspirantur an, das gab es nur in anderen Wissenschaften, nicht in der Medizin. Daß hieß, man war als Aspirant und nicht als Angestellter dort, und da kriegte man auch ein Stipendium. Allerdings war das relativ wenig, aber es ging. Ich war damals jung verheiratet, es war also ein Risiko. Eine Aspirantur endet normalerweise nach drei Jahren mit der Abgabe der Promotionsarbeit. Ich habe die Aspirantur angetreten am 1. September 1971 und beendet am 1. Dezember 1971. Da habe ich meine Promotionsarbeit abgegeben; ich hatte doch lange Zeit vorher schon wissenschaftlich gearbeitet.

Es gab eine Verpflichtung des Betriebes oder der Hochschule: Wenn man eine Aspirantur be-



Foto: R. Stein

Blick von Westen auf die traditionsreiche Kranken- und Gelehrtenstadt namens Charité.

kommt, kriegt man anschließend auch die Anstellung. Und damit war ich am ML-Mann vorbei hier Mitarbeiter geworden, dank des Institutsdirektors, obwohl der Genosse war, sogar ein überzeugter Genosse, jedenfalls zu diesem Zeitpunkt. Er hat dann allerdings irgendwann einen Knacks bekommen, als seine Tochter nach dem Westen gegangen ist und er die Repressalien deswegen erlebte. Aber vorher war er sehr vom Sozialismus überzeugt, sogar mit extremen Vorstellungen, zum Beispiel, daß wir eine siebzehnte Sowjetrepublik werden sollten, das sei am günstigsten. Er war an der Wissenschaft wirklich interessiert, er betrieb Wissenschaft nicht aus Karrieregründen, was ja oftmals vorkommt, überall. Und dann fing ich also an hier in dem Labor zu arbeiten, bei dem Mann, der mich für die Forschung gewonnen hatte. Honig, ein Mann, der mit dem Kopf immer durch die Wand wollte, kein Genosse war und trotzdem Professor in Greifswald wurde.

Wie sehr man sich in ein System einbindet, das hängt davon ab, was man werden möchte, welche Karriere man machen will. Das ist etwas ganz Normales und Menschliches, daß man Karriere machen möchte. Aber dann muß man natürlich irgendwelche Kompromisse schließen. Ich habe nur zwei Leute kennengelernt, die mit irren Mühen einen Posten erreicht haben, Professor geworden sind, ohne Kompromisse einzugehen. Aber das war nicht an der Charité, ... das wäre in Berlin wahrscheinlich nie gegangen.

### „Rote Wochen“

Es fing doch schon an, wenn man Dozent wurde: da mußte man unterschreiben, daß man die Studenten im sozialistischen Sinne erziehen würde, und dazu wurde man auch eingesetzt. Das heißt, man mußte Vorlesungen halten nicht nur über sein Fach, sondern auch über ganz andere, weltanschauliche Dinge. Jedes Jahr, in allen Fächern, nicht nur in der Medizin, mußten alle Dozenten im Rahmen der „Roten Woche“ solche Vorlesungen halten. Außer-

dem mußte man ein- oder zweimal im Jahr zur „Rotlichtbestrahlung“ für mindestens vier bis sechs Wochen, also zu Schulungen in Marxismus-Leninismus. Die „Rote Woche“, das war die erste Woche nach den Ferien. Zu Beginn des Studienjahrs wurden die Studenten eingestimmt, da wurden also Themen vorgegeben, die die ML entworfen hatte, die Sektion Marxismus-Leninismus, und darüber wurden dann Vorlesungen gehalten, zum Teil von den ML-Leuten, aber auch gezwungenermaßen von den Fachwissenschaftlern. Die machten das zwar niemals gerne, aber sie konnten nicht anders. Die ML'er hätten das besser gekonnt, aber man wollte die Fachwissenschaftler ganz bewußt einbeziehen – sozusagen in der Erwartung, daß sie mit der Zeit selber glauben, was sie da vortragen.

In den Vorlesungen Glaubensbekenntnisse abzugeben, das war eine Voraussetzung, wenn man Dozent werden wollte. Dazu mußte man sich verpflichten, und das war schon der erste Grund, auf eine Karriere zu verzichten. Es gab dann noch viele andere Gründe.

Diese Pressionen wurden auch immer stärker. Nur wenn man sagte, man will das nicht werden – Dozent zum Beispiel –, dann konnte man sich diesem System entziehen. Das war natürlich untypisch, aber da gab es einige Leute, die sich diesem Druck entzogen haben. Das hatte aber nur Sinn, wenn man die alten Arbeitsbedingungen behielt, und das habe ich sehr gut hingekriegt. Das war nicht nur eine wissenschaftliche Nische, sondern ich habe auch unheimlich viele Studenten ausgebildet.

Ich habe also bewußt nicht Karriere gemacht, aber das hat mich nicht ständig behindert. Ich bin trotzdem mit Aufgaben betraut worden, ich habe zum Beispiel sehr frühzeitig das Praktikum übernommen, das ist eine Aufgabe, die normalerweise im Westen zum Beispiel drei oder vier Professoren zur gleichen Zeit erfüllen. Das mache ich jetzt seit fünfzehn Jahren. Ich habe ungefähr fünfzig Leute promoviert, das konnte ich auch, ohne Dozent zu sein, ich habe sogar drei Habilitatio-

nen betreut, mit alledem, was dazu gehört. Natürlich brauchte ich nachher jemanden, der das erste Gutachten machte, aber für alles andere war ich verantwortlich, und ich stehe auch als Betreuer überall in den Arbeiten drin. Ich hätte natürlich durchaus meine Promotion B machen können, es gab da sogar Kadergespräche, und damals sollte ich mich habilitieren, mich zum Dozenten machen lassen, aber mehr hätte ich nicht werden können. Aber Dozent wollte ich nicht werden, in dem Moment, wo man Dozent war, da war man auch ins System eingebunden. Als Assistent war man unabhängiger. Ich habe zum Beispiel niemals eine „Rote Woche“ mitgemacht, in meinem ganzen Leben nicht. Das war natürlich eine individuelle Lösung, die ich nur für mich suchen konnte. Ich habe bloß meinen Weg gefunden, nicht einen, den man generell gehen konnte. Allerdings habe ich aus meiner Meinung niemals ein Hehl gemacht. Manchmal habe ich dann erheblichen Ärger gekriegt und Besuch bekommen, oder mein Institutsdirektor hat mich vorgeladen.

### Das System testen

Ich habe immer versucht, das System zu testen. Es wurde zwar nie klar gesagt, was erlaubt und was verboten war, aber man konnte es ja ausprobieren. Und genauso hatten ja auch die meisten Leute Angst vor der Stasi, weil sie dachten, die verbreitet das. Die wurde aber oft nur vorgeschoben. Das heißt also, wenn Sie zum Beispiel eine Dienstreise genehmigt haben wollten und Ihr Institutsdirektor wollte nicht, daß Sie fahren, dann sagte er: Es tut mir leid, ich würde ja ganz gern, aber die anderen wollen natürlich nicht. Es gab keine Möglichkeit, das nachzuprüfen, man konnte ja nicht die Stasi anrufen und fragen: Warum haben Sie etwas gegen mich? Also ein Großteil dessen, was der Stasi angelastet wird, war nur durch die Angst vor der Stasi wirksam. Und erst als man diese Angst nicht mehr hatte und sagte: Mir ist das alles ganz egal – in dem Moment konnten die einem auch nichts mehr anhaben. □